

Birgit Böckli
FRIESENSTURM
Kriminalroman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Originalausgabe März 2012
Knaur Taschenbuch
© 2011 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kerstin von Dobschütz
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildungen: © Rene Frederick / Gettyimages
FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51022-3

2 4 5 3 1

Friesensturm

Prolog

Die Kälte stach sie wie mit eisigen Nadeln. Sie hatte keine Lust gehabt, weiter unter dem Vordach zu warten, wo jeder Idiot sie anstarren konnte, also hatte sie sich an den Rand des Parkplatzes zurückgezogen.

Jetzt fing es auch noch an zu regnen.

Punkt elf, hatte Thomas gesagt, keine Minute später. Inzwischen war es beinahe halb eins, und ihr Bruder war noch immer nicht aufgetaucht.

Mit zittrigen Fingern suchte Kerstin in ihrer Jackentasche nach dem Handy, um einen letzten Versuch zu starten, als die Tür der Disco aufschwang und ihr das Wummern der Bässe in den Magen fuhr. Ein junger Mann in einer leuchtend grünen Jacke kam die Stufen herunter.

Kerstin spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Die paar Autos, die noch übrig waren, konnte sie an einer Hand abzählen. In einer halben Stunde würde der Laden schließen, dann wäre sie ganz alleine hier draußen ...

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie, wie der Mann auf sie zukam.

»Wie bitte?«

»Ich hab dich gefragt, ob du mitfahren willst. Oder stehst du gern hier im Regen herum?«

Einen Moment lang starrte Kerstin ihn unentschlossen an. Sie war noch niemals zu einem Fremden in den Wagen gestiegen. Zu viele Horrorgeschichten hatte man ihr im Laufe ihres Lebens erzählt. Aber sollte sie vielleicht hier draußen übernachten?

Als sie nicht antwortete, zuckte er gleichgültig die Schultern. »Dann eben nicht.«

Erst das Aufheulen des Motors riss Kerstin aus ihrer Lethargie. Mit wenigen Schritten hatte sie den Toyota erreicht.

Im Wageninneren roch es nach kaltem Rauch. Der Typ, der sich noch immer nicht vorgestellt hatte, angelte im Fußraum nach einer Dose Bier.

»Gehst du noch zur Schule?«, fragte er und fummelte am Radio herum, während sie das Industriegebiet hinter sich ließen. »Wie alt bist du überhaupt?«

Kerstin versuchte, entspannter auszusehen, als sie sich fühlte. »Achtzehn«, log sie.

Er lachte schallend, trank einen Schluck Bier und klemmte sich die Dose zwischen die Oberschenkel. »Du bist niedlich, wenn du lügst, weißt du das?«

Irgendetwas in seinem Blick hatte sich verändert. Kerstin spürte, wie sich vor lauter Angst ihr Magen zusammenzog. Sie musste sich zusammenreißen, durfte sich ihre Furcht auf keinen Fall anmerken lassen. Während sie krampfhaft den Seitenstreifen im Auge behielt, nahm sie von der Fahrerseite eine Bewegung wahr. Dann spürte sie seine Hand auf ihrem Knie.

»Lass das.« Ihre Stimme klang viel zu leise.

Seine Finger spielten am Saum ihres Rockes.

Panik erfasste Kerstin so plötzlich, dass sie kaum atmen konnte.

»Komm schon. Nun hab dich nicht so.«

Kerstin presste die Knie zusammen. »Wenn du nicht sofort aufhörst ...«

»Was dann?«, fragte er lachend und griff fester zu.

Ihr wurde übel. Warum nur hatte Thomas sie nicht abgeholt, warum war sie zu diesem Kerl ins Auto gestiegen? Mit aller Kraft schlug sie seinen Arm zur Seite, sah, wie die Bierdose zu Boden fiel und sich eine Lache zu seinen Füßen bildete.
Dann tauchte der Laster aus dem Regen auf.

Freitag, 12. Juni

Thomas Berg vergrub die Hände in den Jackentaschen. Das kurze Stück Straße erschien ihm endlos, lang genug in jedem Fall, um die Frage wieder aufkommen zu lassen, ob er das Richtige tat. Eine Nacht lang war er sich dessen sicher, doch der Anblick der rotgezielten Häuschen genügte, dass er abermals an seiner Entscheidung zweifelte.

Die Kirchturmuhhr schlug gerade erst neun, als er in den Wüppspoor einbog. Von den zahlreichen Feriengästen, die Spiekeroog in den Sommermonaten heimsuchen würden, war noch nichts zu sehen. Sonnenstrahlen tanzten auf dem Pflaster, beinahe wie eine stumme Einladung.

Schon gestern war er zweimal um das Haus mit der Nummer 17 herumgeschlichen, hatte die grüngestrichene Tür aus sicherer Entfernung betrachtet wie auch das beleuchtete Schild mit der Aufschrift POLIZEI. Nun gab es kein Zurück mehr.

Das Rosenbäumchen neben dem Eingang sah verkümmert aus, ein paar Knospen waren abgefallen.

Berg holte tief Luft und drückte den Klingelknopf. Er drückte ihn lange.

Hinter dem Milchglas tauchte ein Schatten auf, dann schwang die Tür nach innen auf. Der Mann, der vor ihm stand, hätte leicht den Türrahmen füllen können, wäre er nur ein wenig aufrechter gestanden. Lächelnd musterte er Berg von Kopf bis Fuß und stützte sich dabei auf einen Besen, der schon bessere Tage gesehen hatte.

»Bist du der Neue?«, fragte er freundlich und nickte im gleichen Atemzug. »Sicher bist du's. Ich bin Erik Johanssen. Willkommen auf der Insel.«

Aus dem Dunkel des Flurs tauchte ein uniformierter Mann auf, einige Jahre jünger als Johanssen, aber ebenfalls mindestens eins neunzig groß, und Berg fragte sich, ob sie den Kindern hier irgendeine geheime Zutat ins Essen mischten. Das musste Theo Herrlich sein, der Revierleiter. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden hörte jedoch eindeutig bei der Körpergröße auf. Während Johanssen trotz seines vorgerückten Alters noch immer eine athletische Figur besaß, war Herrlichs Bauchansatz nicht zu übersehen.

»Sie müssen Thomas Berg sein«, stellte Herrlich mit zusammengekniffenen Lippen fest. »Der Kriminalkommissar, der sich auf eigenen Wunsch von Berlin hat hierher versetzen lassen«, fügte er abschätzig hinzu.

Die Unfreundlichkeit überraschte Berg eigentlich nicht, trotzdem setzte sie ihm zu. Wie ihm so vieles zusetzte seit dem Tod seiner Schwester. Als wäre mit Kerstin auch ein Teil von ihm gestorben, der Teil, der ihn alltägliche Dinge wie diese meistern ließ.

Er räusperte sich und wollte gerade etwas erwidern, als von drinnen ein Telefonläuten zu hören war und Herrlich ohne ein weiteres Wort auf dem Absatz kehrte.

Verlegen murmelte Johanssen etwas von Herrlichs schlechter Laune. »Eigentlich bin ich kein Polizist«, erklärte er dann wieder mit fröhlicher Stimme. »Ich helfe hier nur aus. Vor allem ...« Er schwang den Besen wie eine Waffe und strahlte Berg erneut auf diese unverwechselbare Art an. »Vor allem, was die Ordnung angeht. Ich wünsch

dir einen guten Start. Ich bin sicher, du lebst dich hier schnell ein. Nur Theo ist ...«

Er verstummte, da der Revierleiter zurückkehrte.

»Ich würde Sie jetzt gerne mit unseren Räumlichkeiten vertraut machen«, sagte Herrlich trocken.

Berg folgte ihm.

»Das ist also das Polizeirevier Spiekeroog, der Raum für Öffentlichkeitsarbeit und Bürgernähe.« Herrlich öffnete eine der Türen, und Kaffeeduft schlug ihnen entgegen.

Das Zimmer glich eher einem Korridor, die wenigen Möbel füllten es vollständig aus, und durch das einzige Fenster drang nicht viel Licht. In dem schmalen Gang davor standen zwei blaue Holzstühle und eine mickrige Bank. Die altmodische Bahnhofsuhr vervollständigte das Bild eines nüchternen Amtszimmers. »Und hier ist unser Notruftelefon, aber die Leute rufen uns lieber direkt an. Jeder kennt die Nummer. In diesem Raum werden Anzeigen entgegengenommen, verlorengegangene Kinder als vermisst gemeldet, der übliche Kleinkram. Ich nehme an, Ihr ehemaliger Vorgesetzter hat Sie ausreichend über die Arbeit auf einer Insel informiert?«

»Man hat mir nur erzählt, dass hier selten etwas Ernsthaftes vorfällt«, antwortete Berg gedehnt. Allmählich ging ihm Herrlichs schroffe Art auf die Nerven. Außerdem fühlte er sich zunehmend unwohl. Der Kaffeedunst bereitete ihm Kopfschmerzen, und das Ticken der Uhr schien in seinen Ohren anzuschwellen.

»So ist es«, fuhr Herrlich unterdessen fort. »Natürlich gibt es auch hier schwarze Schafe. Vor allem in den Sommermonaten, wenn die Touristen da sind, kommt es immer mal wieder zu Ruhestörungen, Schlägereien, Diebstählen

und Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz. Trotzdem bleibt alles in einem überschaubaren Rahmen. Und bisher bin ich stets alleine damit fertig geworden.«

Berg blickte schweigend zu Boden. Er hatte sich schon gedacht, dass er hier nicht mit offenen Armen empfangen werden würde, als sein ehemaliger Vorgesetzter Freier ihm die Stelle beschrieben hatte. Offensichtlich hatte er recht behalten.

»Soweit ich weiß, hatten Sie gesundheitliche Probleme«, begann er zögernd.

»Ach, das! Das war nichts weiter.« Der Revierleiter starrte ihn nahezu feindselig an, dann ließ er seinen Blick über die fleckigen Tapeten schweifen. »Es wirkt alles ein wenig ungemütlich im Moment, aber Sie werden sehen, ein frischer Anstrich und ein neuer Teppichboden wirken Wunder.«

»Ich bin sicher, dieses Büro erfüllt seinen Zweck«, erwiderte Berg nur. »Und worin besteht unsere Aufgabe, wenn es, wie Sie sagen, kaum Verbrechen auf der Insel gibt?«

Im selben Augenblick wurde ihm klar, dass diese Frage auch Herrlichs Arbeit der letzten Jahre in Frage stellte. Und tatsächlich war Herrlich empört.

»Soweit ich informiert bin, kehren Sie freiwillig dem KDD den Rücken zu. Sie, Herr Berg, haben ausdrücklich um diese Versetzung gebeten. Hier geht es nicht zu wie in Berlin. Es gibt nicht einmal achthundert Einwohner, der Rest sind Feriengäste. Da geht es nun einmal nicht so laut und hektisch zu wie in der Großstadt, ob es Ihnen passt oder nicht.«

»Das ist richtig«, versuchte Berg einzulenken. »Ich freue mich ja auch wirklich, hier zu sein.« Tat er das?

Herrlich jedenfalls wirkte ein wenig besänftigt. Er trat zurück auf den Flur, um die nächste Tür zu öffnen.

»Und das hier ist unser Büro. Sie können den Tisch am Fenster haben.«

Schweigend betrachtete Berg das Mobiliar. Er verbiss sich jede Bemerkung. Immerhin waren die Wände hell gestrichen.

»Um noch einmal auf meine Frage zurückzukommen ...«, begann er abermals.

»Darf ich raten? Sie fragen sich, was ein Dorfbulle mitten auf einer Ferieninsel zu suchen hat? Aber genau das ist Spiekeroog. Und wenn Sie hierbleiben wollen, werden Sie sich wohl oder übel mit den Gegebenheiten anfreunden müssen. Wir schlagen uns hier nicht die Nächte um die Ohren, und nach einer Discothek werden Sie vergeblich suchen. Vom Strand bis zur Anlegestelle sind es gerade mal fünfzehn Minuten zu Fuß, und auch die Fähre geht nicht regelmäßig, weil wir hier von den Gezeiten abhängig sind. Bei schlechtem Wetter oder schwachem Tidehub kommt sie vielleicht zu spät oder auch gar nicht. Autonomie ist für die Menschen hier wie ein Zauberwort. Jeder strebt nach Eigenständigkeit. Die Leute wollen niemandem zur Last fallen. Manche sind vielleicht ein wenig eigen, aber sie stehen auf eigenen Füßen, und sie sind stolz darauf. Ich Sorge hier schon seit über zwanzig Jahren für Ruhe und Ordnung, und ich verstehe ehrlich gesagt nicht, warum man Sie überhaupt hergeschickt hat. Nun gut, jetzt sind Sie eben da. Wir werden schon irgendwie klarkommen.«

Berg presste die Lippen aufeinander. Davon war er nicht überzeugt.

»Wobei es, wie gesagt, kaum einmal ein größeres Problem gibt«, redete Herrlich unermüdlich weiter. »Und sollte tatsächlich einmal etwas vorkommen ...«

Rufen wir auf dem Festland an und bitten um Hilfe, dachte Berg verächtlich. »Und was genau tun wir den ganzen Tag?«, fragte er dann.

»Oh, wenn wir nicht gerade auf Streife sind, widmen wir uns vor allem dem Bürokratismus, lieber Herr Berg. Aber die meiste Zeit werden Sie wohl an der frischen Luft verbringen. Ich hoffe, Sie haben ein Fahrrad mitgebracht.«

Berg zuckte unmerklich zusammen. Er hatte gelesen, dass Spiekeroog eine autofreie Insel war, trotzdem hatte er angenommen, dass für die Polizei eine Ausnahmeregelung galt.

»Kein Streifenwagen?«, erkundigte er sich.

Herrlich schenkte ihm ein überhebliches Grinsen. »Selbstverständlich nicht. Nur die Feuerwehr verfügt über ein Fahrzeug, dann gibt es da noch den Krankenwagen und ein paar von diesen kleinen Elektroautos, um die Post auszufahren oder das Gepäck zu den Hotels zu bringen. Sagen Sie bloß, Sie haben kein Fahrrad.« Das Grinsen wurde noch etwas selbstgefälliger.

»Bisher habe ich keines gebraucht«, antwortete Berg schulterzuckend. »Aber dann werde ich mir eben eins zulegen.«

Herrlich nickte beiläufig und setzte sich wieder in Bewegung. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Rest.«

Sie besichtigten einen notdürftig eingerichteten Aufenthaltsraum und eine Abstellkammer voller Gerümpel. Den Abschluss bildete die gekachelte Ausnüchterungszelle.

»Und hier beginnt der Privatbereich«, sagte Herrlich und zeigte auf einen düsteren Treppenaufgang.

»Sie wohnen hier im Haus?«

»Was dagegen?«, fragte Herrlich barsch.

Berg rang sich ein Lächeln ab. »Immer im Dienst, nicht wahr?«

Herrlich beugte ihn misstrauisch. »Genau so ist es, auch wenn ihr jungen Leute euch das nicht vorstellen könnt.« Dann verlor sein Gesicht ein wenig von der Anspannung, und er begleitete Berg zurück zur Eingangstür. »Wenn Sie sonst keine Fragen haben, sehen wir uns am Montag. Haben Sie schon eine feste Bleibe?«

»Ein Zimmer drüben im Pollerdiek. Nichts Großartiges, aber für den Augenblick genügt es.« Berg schüttelte die dargebotene Hand, dann fiel ihm noch etwas ein. »Was ist denn mit diesem Herrn ...«

Herrlich lachte. »Johanssen? Das ist unser guter Geist hier. Auf den lasse ich nichts kommen.« Jetzt sah er beinahe freundlich aus.

»Der Mann ist aber kein Polizist?«

»Nein.« Die Augen des Revierleiters weiteten sich entsetzt. »Erik gehört sozusagen zum Inventar.«

Berg verkniff sich die Frage nach dem Sinn. Wenn der Revierleiter Wert darauf legte, dass sie sich in dem kleinen Büro gegenseitig auf die Füße traten, sollte es ihm recht sein.

»Bis Montag dann.« Mit einem letzten Kopfnicken verschwand Herrlich hinter der Tür.

Berg schlug den Kragen seiner Jacke hoch. Es war ungewöhnlich kalt für Juni, und der Wind zerrte an seiner Kleidung. Nach diesem unerfreulichen Auftakt schlenderte er unschlüssig die Straße bis zum Hafen hinunter. An der Anlegestelle entdeckte er einen Plan der Insel. Ihre Form darauf glich einer Raubtierklaue. Das Dorf befand sich ziemlich weit im Westen, eingebettet zwischen Deichen

und Futterwiesen, im Norden gab es einen breiten Badestrand. Beim Lesen der ungewohnten Straßennamen verspürte Berg ein leichtes Brennen im Magen. Fröstelnd schlang er die Arme um den Oberkörper und machte sich auf den Weg, seine neue Heimat zu erkunden, auch wenn ihm der Gedanke mit jedem Schritt weniger behagte.

Zweieinhalb Stunden später hatte Berg sich einen ersten Überblick verschafft. Trotz aller Zweifel, ob er seinem Leben die richtige Wendung gegeben hatte, musste er sich eingestehen, dass die Insel einen ganz eigenen Reiz besaß. Das viele Grün schien seine Anspannung zu mildern, und obwohl sich erste Touristen auf den engen Straßen tummelten, strahlte das Inseldorf eine bezaubernde Ruhe aus. Er wusste nicht, ob er es der Seeluft zuschreiben sollte, aber zum ersten Mal seit Wochen fiel das Gefühl des Gehetztseins für einen Moment von ihm ab.

Das Wochenende verbrachte Berg mit ausgedehnten Spaziergängen. Trotz des unangenehmen Windes wanderte er stundenlang zwischen Strand und Ortschaft hin und her, um dem stickigen Dachzimmer zu entfliehen und seinen Vermietern zu entkommen. Die Petrells mochten zwar nette Leute sein, doch schon bei seiner Ankunft hatte ihn der Verdacht beschlichen, dass hinter den freundlichen Worten mehr steckte als die übliche Höflichkeit. Vor allem Frau Petrell schien mit ihrer mütterlichen Fürsorge seine Nähe zu suchen, aber er konnte seit Kerstins Tod keine Nähe mehr ertragen. Nachdem er die dritte Einladung zum Essen bedauernd ausgeschlagen hatte, hörte sie endlich auf, ihn zu bedrängen, doch ihre Blicke verfolgten ihn weiterhin.

Berg aß in einem Fischrestaurant zu Mittag und beobachtete eine Gruppe von Urlaubern, die sich am Nebentisch angeregt unterhielten. Noch bin ich einer von ihnen, dachte er und schüttelte sich. Ab Montag gehöre ich offiziell hierher, und es gibt niemanden, den ich für diesen Entschluss verantwortlich machen kann, niemanden außer mich selbst. Alle haben mir davon abgeraten, einer wie der andere.

Das Gesicht seines Vaters fiel ihm ein, die entsetzliche Hilflosigkeit, die er beim Abschied darin gelesen hatte, und er wandte sich schnell wieder seinem Kabeljau zu.